

UNSERE MEINUNG

freie literarische Zeitschrift

Herausgegeben und verlegt von R.J. Humm, Hechtplatz 1, Zürich 1 • Postcheck-Kto. VIII 18527 • Einzelnummer Fr. 2.— • Abonnement: 10 Nummern Fr. 10.—

Zürich, August 1962, Nummer X/9

Das literarische Zürich

der Dreissigerjahre

(Fortsetzung)

Nachdem ich die aus dem Dritten Reich vertriebenen deutschen Schriftsteller beschrieben habe, die an unseren literarischen Abenden mitwirkten, wende ich mich nun den Schweizern zu, die im gleichen abbruchreifen Rabenhaus (die Stangen erstellt man eben jetzt, wie ich diese Zeilen schreibe) gelesen und gesprochen haben, und beginne mit jenen, die in Deutschland waren, mit den erst Erwähnten dieses verliessen und sich nach der Heimat in Sicherheit brachten.

Der Originellste unter diesen und nicht nur unter diesen und auch nicht jenes Dezenniums allein, sondern der originellste überhaupt, bis zu seinem im September 1957 erfolgten Tod, war zweifellos Adrien Turel. Ein Dichter-Philosoph besonderster Eigenart. Er las bei uns Gedichte und erzählte uns seinen Werdegang; ein andermal sprach er über die "Verdrohnungsangst des Mannes", was ja eines seiner Steckenpferde war.

Wie Turel war, dieser einmalige Mensch, ist fast nicht zu beschreiben. Er war in Petersburg geboren, als der Sohn eines Französischlehrers aus dem Welschland und einer Deutschen; nach einem vorübergehenden Aufenthalt am Genfersee kam er mit zehn Jahren nach Berlin und blieb in dieser Stadt, die ihn vollkommen prägte, bis zu seiner Rückkehr in die Heimat, im Juni 1934. Er sprach nur Hochdeutsch, mit leicht berlinischen Saloppheit, und mit einer wohltonenden Stimme, die besonders schön erklang, wenn er sich am Telefon mit einem tiefen "Hier Tureel...!" meldete, in dessen Untergründen man ernst die Weltgeschichte beben hörte. Weltgeschichte, Urgeschichte, der Schub und der Zusammenstoss der Mächte, der menschlichen und der übermenschlichen, geologischen, kosmischen, seelischen, das alles bildete in seinem Gehirn ein Meteor, das dauernd kreiste, leuchtete, erstaunlich war. Aber wie schwierig war doch manchmal das Gespräch mit ihm! Wer seine noch in Berlin entstandenen Bücher kennt, "Christi Weltleidenschaft" oder "Wiedergeburt der Macht aus dem Können", der wird verstehen, warum man so müde und zerschlagen war, wenn er einen besucht und drei Stunden auf einen eingeredet hatte. Denn er konnte einfach den Faden nicht halten! Dauernd höchst interessant, blitzend von Genialität, schweifte er ab zu einer Nebenbemerkung, von da zu einer neuen, an die sich bald wieder eine andere knüpfte, und so immerfort und immer fesselnd, bereitete er dem, der gespannt lauschte und darauf wartete, dass er mit einem überraschenden Gedankensprung zum Ausgangspunkt zurückkehre, eine derartige Anstrengung, dass er nachher erledigt war. Das Gespräch verlief ins Leere, bot kein greifbares Ergebnis, und Turel ging dann die Treppen hinunter, so erzählte er mir, mit dem Gefühl, der oben Zurückgebliebene verwünsche ihn, hasse ihn, setze gegen ihn Dämonen in Bewegung. Während dieser wirklich nur auf der Couch lag und sich die müde Stirn rieb.

Turel kannte diese seine Unart, dauernd abzuschweifen, selber und kämpfte mit

aller Kraft gegen sie an; sehr stolz war er, wenn ihm Bücher gelangen, in denen er einem einzigen, zusammenhängenden Gedanken gefolgt war, wie etwa das in Zürich erschienene "Bachofen und Freud". Seine Ansicht der Welt war höchst speziell, seine Gedanken entwickelten sich auf den sonderbarsten Bahnen; davon ist manche Begebenheit ein amüsanter Zeugnis. Als die schweizer Dramatiker sich wieder zu einer Sitzung einfanden, diesmal in einem Hörsaal der ETH, um das leidige Problem der Mägerlichkeit der vom zürcher Schauspielhaus dem Publikum gebotenen schweizerischen dramatischen Produktion zu erörtern, hörte Turel, der dabei war, sich das alles schweigend an, und blieb in Gedanken vertieft auch nachher, als wir uns im Garten des Café Ost zu einer Erfrischung setzten. Dann erhob er den Finger, und in der allgemeinen Spannung hub er feierlich so an: "Dass in Zürich so wenig schweizerische Dramatiker aufgeführt werden, meine Herren, hängt damit zusammen, dass zu Beginn des Tertiärs unter den Sauriern eine Spaltung erfolgte..." Und nun erzählte er uns eine Stunde lang von seinen geliebten Sauriern und von dieser Spaltung, während einer nach dem anderen, der seinen Zug erwischen musste, verschwand und zuletzt nur noch wenige blieben, als letzter ich, der ihn nach Hause begleitete, weil ich doch zu neugierig war zu erfahren, wie er den Weg von seinen Sauriern zum zürcher Schauspielhaus finden würde, das ich ihm gelegentlich auch in Erinnerung brachte, was er mit einem "Warten Sie nur!" gern zur Kenntnis nahm... Er hat ihn nie gefunden, und ich weiss also noch heute nicht, wie die Probleme der schweizerischen Dramatik mit jenen der einstigen Riesenechsen zusammenhängen. Aber das war seine seltsame Art, die Dinge anzugehen. So nannte er sich, auch in seinen Schriften, einen Quaternisten und Relativisten; doch als ich einmal Einsteins zehn Gravitationspotentiale beiläufig erwähnte, hatte er keine Ahnung, was das sei, und das ist ungefähr so, als hätte ein Architekt das Wort "Grundriss" nie gehört. Er erklärte mir aber, dass er eben die Dinge ganz anders sehe als die Physiker und Mathematiker; auch von den Keplerschen Ellipsen habe er eine andere Vorstellung als die Astronomen, nämlich so: und er beschrieb sie mir mit sonderbaren Armverrenkungen und Verdrehungen der Augen, die sich recht hinter-sinnig ausnahmen. Um mir aber zu beweisen, dass er sich doch in der modernen Physik auskannte, erschien er das nächstemal mit einem dicken Buch voller Zahlen, und als ich ihm gestand, dass ich nichts davon verstand, war er sehr befriedigt.

Soll ich den schrecklichen Abend erzählen, den ich mit ihm und Ludwig Hohl zusammen verbrachte? Ludwig Hohl, das bekannte verkannte Genie aus dem Glarnerland, wohnte damals in Genf (früher in Amsterdam) und tauchte gelegentlich bei uns in Zürich auf, das erstemal mit einem Musterkoffer voller Aphorismen. Als er diesmal kam, bat er mich, ihn mit Turel bekannt zu machen, so lud ich beide zum Nachtessen ein. Sie kamen gemeinsam, hatten sich schon im Dézaley getroffen, hatten beide über den Durst getrunken und sich gestritten und konnten einander schon garnicht mehr riechen. Ich merkte wohl am merkwürdigen Zögern, mit dem sie vor der Türe stehen blieben, als ich diese geöffnet hatte, dass etwas mit den beiden los war, konnte es aber nicht deuten. Der Abend wurde dann ein schweizerisches Gegenstück zu jenem mit Kahler und Brentano. Sie schienen beide schwer zu leiden; mit scheelen Augen löffelten sie die Suppe und stichelten aufeinander; nach dem ersten Glas begannen sie zu brüllen und zu knurren; Hohl verwarf die Arme und rief in einem fort zur Decke: "Goethe! Goethe!" Und Turel sass da, finster in sich gepresst wie ein Saurier, der den ersten Kakadu in den Bananenpalmen herumturnen sieht und wartet, bis er herunterkommt, um ihn zu fressen. Er murrte bedrohlich so etwas wie: Solche Burschen gehörten ausgemerzt. Und ein Glück war, dass ihm nicht einfiel, den andern für einen Papisten zu halten, dann konnte er nämlich lebensgefährlich werden, wie das Ferdinand Lion erfuhr, der Turels Wohnung betrat und sofort wieder verliess, weil Turel mit dem Ausruf "Sie Papist!" und beunruhigenden Blicken im Korridor auf ihn zuschritt. In der Beurteilung der Katholiken war Turel beim Dreissigjährigen Krieg stehen geblieben und von einer erschreckenden Einfachheit; davon weiss



VON REINHARDT STUMM

Der zeitweilige Oberlehrer, der Gelegenheitsanwalt und Aushilfspsychoanalytiker, Mitarbeiter an einem Feuilletondienst («wenngleich ohne grosse Eignung») und der Schriftsteller und Essayist und Dichter zeit seines Lebens wurde in Leningrad geboren, freilich zu einer Zeit, als es noch St. Petersburg hiess. Und da er – wenigstens was die Lyrik seiner Anfänge angeht – zu den Expressionisten gezählt wird, ist es nur richtig, dass er im gleichen Jahr auf die Welt kam wie zum Beispiel Kasimir Edschmid und Walter Hasenclever. Noch ein paar andere Berühmtheiten erblickten in diesem Jahr das Licht der Welt: Kurt Tucholsky, Franz Werfel. Im gleichen Jahr starb Gottfried Keller.

Er meinte später, sich seiner Geburt zu erinnern – sie dauerte vierzehn Stunden. Aus diesem Kampf um das Leben meinte er vieles erklären zu können, was ihn zu dem Menschen machte, der er war: «Es mag sein, dass meine Lebenslehre in einen für den bürgerlichen Menschen unerträglichen, kalten Ultramechanismus mündet. Es ist sogar wahrscheinlich, insofern mich, als wäre ich schon tot, jede Drohung, jede Gefahr kaltlässt. Das wäre an und für sich ein Vorteil, aber erkaufte dadurch, dass ich alle heroischen Fähigkeiten des Normalmenschen verbraucht habe zur Bewältigung meiner frühesten Stadien. Das ergibt eine Originalität wider Willen.»

Der Vater dieses Auslandschweizers war 62, die Mutter um 27 Jahre jünger, als der erste Sohn geboren wurde. Da war der Vater schon pensioniert, und das war der Grund dafür, dass die Familie sich kurz nach dieser Geburt ins heimatische Waadtland zurückbegab. Da war das Kind bereits ein Opfer der damals noch nicht bekämpfbaren Kinder-

lähmung geworden – auf die der erwachsene Mann später seine Weise des unorthodoxen Denkens (und wohl auch Handelns) zurückführte.

Schon zwei Jahre nach dem Umzug musste die Familie wieder die Koffer packen, weil der Vater – kein Geschäftsmann und viel zu vertrauenselig – das kleine Vermögen bedenklich dezimiert hatte.

Der Münchner «Simplizissimus» druckte seine ersten Gedichte. Das war noch in den Jahren der Zensur, zu einer Zeit also, in der der Herausgeber die Redaktionskonferenz mit dem Satz zu eröffnen pflegte: «Die Nummer ist ausgedruckt, hier, meine Herren, sind Ihre Fahrkarten ins Ausland!» 1918 erschien ein erstes Bändchen mit Gedichten – und sie lösten bereits das aus, was diesen merkwürdigen Mann durch die nächsten Jahrzehnte begleiten sollte: Verwirrung. Zwar folgten in den zwanziger Jahren eine ganze Reihe von Publikationen – Essays, Dichtungen –, aber die Schicksale dieser Publikationen lassen sich an den verräterischen Klammersätzen ablesen, die noch über zwanzig Jahre später das Werkverzeichnis begleiten: «Dieses Buch ist beim Verfasser erhältlich.»

Er beschäftigte sich mit Biorhythmen, unterzog den wissenschaftlichen Marxismus immer neuer denkerischer Erprobung, um ihn immer wieder neu zu werfen, aber, schrieb er, «das gibt seinen kleinbürgerlichen Widersachern keinerlei Anlass, sich zu spreizen, denn er hat triumphal recht behalten. Auch, leider, in seiner Prognose, das bürgerliche Zeitalter des atlantischen 19. Jahrhunderts werde nur über den Bürgerkrieg in die Zukunft hinüberfinden.»

Entscheidend für den hier Gesuchten ist freilich der Umstand, dass alles, was er tat, was er schrieb, in einen grossen Sinnzusammenhang gehörte. Da war theoretische Beschäftigung mit Weltmodellen nicht elegante Spielerei und Dichtung nicht Flucht aus der bedrängenden Wirklichkeit: «Bei mir liegen die Dinge etwas anders als bei Goethe, weil bei mir die Dichtung keine Ausflucht aus dem praktischen Leben bedeutet, vielmehr ein Werkzeug, ein Handwerkzeug, um meine Strukturanschauung des Lebens unmittelbar zu verändern.»

Immerhin waren es diese, wenn man

so will, fächerverbindenden Kenntnisse (und er war wahrhaftig ein kenntnisreicher Mann), die ihm früher als anderen klare Analysen der Hitler-Zeit erlaubten. Seinen Schweizer Landsleuten hielt er bewusste Abkehr von den epochalen Neuerungen des 20. Jahrhunderts vor und machte klar, dass er mit den Dadaisten, die man nur für Clowns halten wollte, sinnvollere Gespräche geführt hatte als mit den Spiessern, die zwar einen Haufen von Spiritismus, aber nichts von Nuklearphysik wussten.

Ein Jahr vor seinem Tod war er, inzwischen in Zürich ansässig geworden, bei einer Tagung in Boldern. Und auch zu dem Zeitpunkt bewahrte er immer noch die gleiche Haltung des Rückzugs, der Abwendung. Seinen schreibenden Kollegen (die ihn darob nicht mehr liebten als vorher) bekannte er freudig: «(. . .) dass die Schweizer Dichtung und Literatur mitsamt der entsprechenden Wiener, westdeutschen, französischen und italienischen Literatur gänzlich überflüssig geworden ist, da sie sich aus den Konflikten des Ultratechnoikums auf die Naturschutzreservate der Dichtung des 19. Jahrhunderts zurückgezogen hat».

Er sass, einer gelassenen Selbsteinschätzung nach, zwischen allen Stühlen – aber er «sass» dazu, sozusagen. «Dein Werk soll deine Heimat sein», hatte er einst geschrieben – und da kann man «logischerweise nicht verlangen, in einem historisch alten Milieu ohne weiteres Anklang zu finden und klingenden Erfolg einzuheimen.»

Er war der Mann des Ausblicks, der die Zukunft in die Gegenwart hineinzu-reissen versuchte, ein echter Visionär, für den nicht das Kriterium der wissenschaftlichen Exaktheit des Gedachten massgebend sein kann, sondern die Kühnheit des Entwurfs, der auf den Menschen – und manche seiner Kritiker mochten nicht ohne Grund sagen: auf ihn selber – zugeachtet war.

Er war der Anreger, der Impulsgeber – nur: wer hat diese Anregungen aufgenommen? Wer hat diese Impulse empfangen? Bedenkt man dieses Schicksal, dann scheint es nicht weniger als logisch, dass er selber sein bester Zuhörer war – wie sonst hätte dieses Leben eine Erfüllung finden können?